Nr. 655. 40. Jahrgang. Morgen-Ausgabe. Berlin, 27. Dezember 1911

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Italien.

T. W. Deutsche Herren und Damen, die aus Italien heimkehren, erzählen von der Freudseligkeit gegen alles Deutsche, die heute in Italien herrscht, und unsere Kaufleute berichten von einer Störung und Erschwerung des Geschäfts. Den deutschen Zeitungskorrespondenten in Rom, die wahrhaftig nichts Böses verübt, wird mit Ausweisung gedroht, die deutschen Zeitungen, die dem Tripoliskriege nicht zugejauchzt oder sich sogar eine Kritik gestattet, werden von patriotischen Händen öffentlich zerrissen und aus den Cafés entfernt, und je mehr es sich herausstellt, daß die Warner vielleicht nicht ganz Unrecht gehabt, desto weniger will man ihnen verzeihen. Seit einigen Wochen hat — nicht ohne sanfte Nachhilfe — das lauteste Schreiertum sich ja zu etwas sanfteren Sitten bekehrt, und die unwillkommenen Kritiker werden seltener mit dem holden Kosewort „Börsenbanditen“ bedacht, aber der Gedanke, daß wir alle in türkischen Werten spekulieren, behält doch seine Kraft und der Zorn über unsere Käuflichkeit glüht in den Herzen des Volkes fort. Weil täglich die Kunde von solchen Unfreundlichkeiten aus Italien kommt, haben in Deutschland nun einige übelnehmerische Leute Revanche gepredigt und eine Wiedervergeltung verlangt, und hier und da wird gesagt, man solle den italienischen Boden meiden, die italienischen Erzeugnisse zurückweisen und sein Geld lieber in andere Beutel tun. Diese Predigten haben beim deutschen Publikum, das sein Auge, sein Ohr und seine Seele an italienischer Schönheit labt, erfreulicherweise keinerlei Erfolg und man braucht gar nicht erst zu sagen, wie falsch und sinnlos sie sind. Wir wollen die Kluft durchaus nicht verbreitern, sondern den Versuch machen, Brücken zu bauen, und nicht nur das Herz, sondern auch der Verstand lehnt sich gegen die Zahn-um-Zahn-Weisheit auf.

In all den italienischen Reden und Artikeln, die mit der angeblichen Mißgunst der Dreibundpartner ins Gericht gehen, kommt die Klage vor, die anderen hätten von dem Dreibund das Vergnügen, Italien hätte nur die Last gehabt, und wenn man auch Deutschlands Vergnügen recht gering taxieren mag, so liegt doch ein kleines Körnchen Wahrheit in diesem Satz. Wir haben Oesterreich geholfen, als es sich Bosnien nahm, und wir haben leider manchen nicht ganz unberechtigten Wunsch, den Italien an Oesterreich richtete — zum Beispiel in der Universitätsfrage — gar nicht oder nicht genügend unterstützt. Dieser Mangel an Entgegenkommen, der hier oft bedauert worden ist, konnte dem Dreibund, an dem man doch festhalten wollte, nicht gerade förderlich sein, und er hat jetzt den Italienern das kühle Beiseiteschieben aller freundschaftlichen Mahnworte wesentlich leichter gemacht. Aber wenn dieser Schuldposten auch auf dem deutschen Konto steht — war das italienische Schuldkonto rein und haben wir wirklich Italien jemals so im Stiche gelassen, wie es uns, vor den Augen der ganzen Welt, in Algeciras im Stiche ließ? Wir haben still den Mantel darüber gedeckt, haben möglichst wenig davon gesprochen, haben an die schwierige Situation dieses küstenreichen, allen englischen Schiffsgeschützen preisgegebenen Landes gedacht, und dort, wo das italienische Feuer zornig aufgelodert hätte, hat das deutsche Phlegma sich mit einem Achselzucken begnügt. Dann aber kam dieser tripolitanische Ueberfall, der in seiner Plötzlichkeit die üblichen Rechtsbegriffe über den Haufen warf und sogar die konventionellen Formalitäten achtlos beiseite ließ, und dieser Schlag vernichtete alles, was Deutschland in Jahrzehnten am Bosporus durch mühselige Arbeit erlangt, und zerstörte der nachbismärckischen Aera einzige Errungenschaft. Sollten wir es loben, sollten wir Freudenraketen abschießen, sollten wir lügen, dieser Krieg, der zugleich unserem Rechtsgefühl und unseren wichtigsten Interessen widersprach, habe unsere vollste Sympathie? Daß kein Freundschaftsbeifall aus Deutschland kam, hat die Italiener sehr verstimmt, aber wir haben zur Verstimmung wirklich mehr Grund als sie.

Sie haben nicht verstehen wollen — und niemand hat es in Ruhe und Nüchternheit ihnen erklärt —, warum die öffentliche Meinung Deutschlands ihrem Unternehmen nicht günstig war. Sie haben alle Schuld auf die deutschen „Börsenspekulanten“ gewälzt, die wahrhaftig nicht das herausspekulieren könnten, was Deutschland durch Italiens Vorgehen verliert. Sie haben auch nicht begreifen wollen, warum gerade die liberale Presse, die dem demokratischen Italien so oft applaudiert, für das Tripolisabenteuer und die Araberhinrichtungen nur ablehnende Worte fand, und niemand hat ihnen gesagt, daß die liberale Presse auch dem Kriegsgeschrei deutscher Chauvinisten entgegentritt und auch die Niedermetzelung der Hereros als eine Schande für den deutschen Namen gegeißelt hat. Die Freiheitskämpfer Garibaldis, denen das liberale Europa seine jubelnden Grüße sandt, wollen nicht verstehen, daß derjenige, der in der Verteidigung seines Landes und seiner Freiheit fällt, uns anderen als Rebell nicht gilt, und sie mißbilligen es, daß wir, bei aller Anerkennung für die unbestrittene Tapferkeit des italienischen Soldaten und den musterhaften Sanitäts- und Verpflegungsdienst, auch zu der kleinen türkischen Verteidigerschar mit Bewunderung hinüberspähen. Sie haben sich verletzt gefühlt, weil man die falschen Siegesmeldungen der türkischen Regierung und die falschen italienischen Siegesbulletins mit gleicher Objektivität und Gewissenhaftigkeit registriert, und ihre an die Zeiten der vorrevolutionären Aera gemahnende Zensur hält selbst die unschuldigsten Telegramme zurück. Doch das alles sind Meinungsverschiedenheiten und Schikanen, die gewiß peinlich sind, die man aber wieder vergessen kann, und man muß sich nur auf beiden Seiten klar darüber werden, ob man die Verschärfung der Gegensätze oder ihre Milderung will. Wir hier ziehen, nachdem man sich über die Differenzen ja hinreichend ausgesprochen hat, die Versöhnung der Unversöhnlichkeit vor, und nichts erscheint uns zugleich so lächerlich und so verfehlt wie die Mahnung: trinkt keinen Italienerwein und meidet Rom!

In all den drei beteiligten Ländern hat die Idee, den Dreibund noch einmal zu erneuern, eine starke Gegnerschaft und doch empfindet man überall, daß immer noch mehr als ein Vernunftgrund für diese nicht mehr jugendfrische Gruppierung spricht. Die Italiener müssen bei ruhiger Ueberlegung sich sagen, daß nicht zum wenigsten die Stellung im Dreibunde Italien zu einem umworbenen Faktor macht, und man braucht ihnen das, was sie in anderer Gesellschaft erleben würden, wohl nicht erst lange zu prophezeien. In all den drei Ländern sehen aber die friedliebenden und besonnenen Leute auch nicht ohne eine heimliche Sorge jene scharf antiitalienische Tendenz, die in gewissen, schon in die Zukunft hinüberlangenden Wiener Kreisen sich zu regen beginnt, und die Verkleisterung des brüchigen Dreibundes scheint ihnen zunächst noch die beste Versicherung gegen ein drohendes Malheur zu sein. Wenn diese Reparatur aber Aussicht auf Erfolg haben, oder wenn doch zum mindesten eine erträgliche Beruhigung eintreten soll, dann muß auch in Italien etwas Wirksames geschehen, dann müssen die verständigen Elemente dem Volke sagen, daß niemand von uns ihm Böses wünscht. Dann muß man einsehen, daß Deutschland kein Fußtteppich ist, über den jeder achtlos zu seinen Privatgeschäften schreiten darf, und daß immer nur der Geschädigte ein Recht auf sittliche Entrüstung hat.

Auflösung des persischen Parlaments.

Grausamkeiten der russischen Truppen?

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L. Teheran, 26. Dezember.

Offiziell ist der Konflikt mit Rußland nunmehr beseitigt, doch finden in Täbris, wo die Fidais auf eigene Faust weiterkämpfen, ernste Gefechte statt. Der Regent hat die Mitglieder des Medschlis zu sich beschieden und ihnen mitgeteilt, daß er nach Beratung mit dem Kabinett das Parlament auflöse. Die Neuwahlen sollen aber baldigst vorgenommen werden. Die Erklärung der Auflösung wurde von den meisten Abgeordneten ruhig aufgenommen, ein Teil von ihnen zog jedoch zum Parlamentsgebäude in der Absicht, dort eine Protestkundgebung gegen die Auflösung zu veranstalten. Sie fanden aber das Gebäude geschlossen und die Eingänge durch Bachtiaren besetzt. Die Abmachung mit Rußland, welche die Annahme des russischen Ultimatums mit einer kleinen Einschränkung des die Entschädigung enthaltenden Punktes enthält, ist nunmehr von der Regierung schriftlich niedergelegt und bereits vom russischen Geschäftsträger und dem persischen Minister des Aeußeren unterzeichnet worden. Die russische Geldforderung ist auf Persiens dringendes Ersuchen ermäßigt worden. Die Konstitutionellen in Täbris verharren aber bei ihrem Entschluß trotz der Unterwerfung der Regierung, gegen die Russen zu kämpfen. Hier sind Nachrichten über Grausamkeiten der russischen Soldaten in Täbris eingegangen, die Frauen und Kinder hingeschlachtet haben sollen. Die Nachrichten machten in Teheran tiefen Eindruck, so daß der Bazar gestern wieder geschlossen war. Heute ist er zum Teil wieder geöffnet, soweit nicht des Bußmonats Moharrem wegen die Geschäfte geschlossen, und die Regierung hat alle mit Strafe bedroht, die versuchen, die Kaufleute am Oeffnen der Läden zu hindern. Der Boykott über die von Russen betriebene Pferdebahn ist aufgehoben, doch herrscht nur wenig Verkehr.

Fortdauer der Kämpfe in Täbris.

Die Russen aus der Stadt gedrängt. — Entsendung neuer Verstärkungen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

✕ Petersburg, 26. Dezember.

Nach den ziemlich spärlich einlaufenden Berichten über die Kämpfe in Täbris ist die Lage der russischen Truppen dort noch immer recht ernst, da die Verstärkungen, die aus Schkuka in Automobilen abgegangen sind, nur langsam und in kleinen Abteilungen eintreffen; ein Teil kam gestern an, der Rest dürfte erst heute Täbris erreichen. Der größte Teil des fünften Schützen-

Maeterlincks „Blauer Vogel“.

Deutsche Uraufführung am Wiener Deutschen Volkstheater.

Als Stanislawski, der Leiter des künstlerischen Theaters in Moskau, erzählte, daß er an die Inszenierung des neuen Märchenspiels von Maeterlinck neunzig Proben gewendet habe, da fühlte man sich als deutscher Theatermensch, dem durchschnittlich zehn Proben genügen müssen und zwanzig schon eine feierliche Gunst bedeuten, beinahe genirt: Nanana, siebenundachtzig hätten auch genügt! . . . Seit ich gestern im Deutschen Volkstheater den „Blauen Vogel“ sah, um etliche leuchtende Federn gestutzt, begreife ich, daß Herr Stanislawski nicht aufgeschnitten hat. Es ist kaum eine mühsamere, schwierigere, vielfältigere Arbeit denkbar. Alle Mitarbeiter mußten sich diesmal im Schweiße ihres Angesichts den Erfolg verdienen, Maschinenmeister und Kostümzeichner, Beleuchter und Inspizient, der Massenfeldwebel hinter der Szene und der worte-abtönende Regisseur auf der Bühne. Ein paar Dutzend Kinder waren zu drillen, zwei kleinen Kindern waren viele Bogen starke Rollen einzutrichtern, den Schauspielern, die als Hund, Katze, Licht, Brot, Zucker, Milch und dergleichen auftraten, waren halb tierisches, halb menschliches Gebaren beizubringen. Dazu wagte sich das Orchester mit Humperdincks Orchester oft zu laut hervor und mußte heruntergebändigt werden. Für einen allseits verantwortlichen Regisseur ist der „Blaue Vogel“ eine gute Gelegenheit, zu explodieren oder wenigstens ein haltbares nervöses Magenleiden zu akquirieren. Doch was kümmert uns Zuschauer der Schweiß des Gerechten?

Da ist nun leider wahrheitsgemäß zu sagen, daß die intelligenten, gütigen, zartsinnigen Bemerkungen Maeterlincks auf der Bühne weit weniger wirken als zu Hause, allein, in einer ganz versteckten Ecke, in einer stillen Viertelstunde der Festtage gelesen. Der Riesenraum des Theaters verschlingt die leise Stimme Maeterlincks gar zu leicht, wiewohl Maeterlinck Theatermensch genug geworden ist, nicht mehr so still zu sprechen wie ehedem, da gerade seine Stille uns betörte. Auch ein bißchen zuviel sittliche Mahnung steckt in diesem Märchen, das voll von moralischen Fingerzeigen ist, die freilich nicht derb vorgetragen werden, aber auf die Dauer wird eine diskrete Gouvernante, gegen die man nicht aufbegehren darf, eben weil sie so diskret ist, bedrückender als eine derbe. Maeterlinck, der pantheistisch und utilitarisch geworden, predigt jetzt ein bißchen viel. Er ist aber auch zu Humor gekommen, einem etwas dünnen Humor, der aus dem Verstande geboren wurde, aber immerhin, man darf jetzt zuweilen lächeln bei Maeterlinck, nicht oft, aber vor ein paar Jahren war das noch ganz verboten.

Man kennt das Märchen. Tythyl und Mythyl, zwei acht- oder neunjährige Kinder, ziehen aus, den blauen Vogel zu finden, der ein Verwandter der blauen Blume ist, das Unerreichbare, das große Zaubermittel, der Schlüssel zur ewigen Seligkeit. Sie werden vom Licht geführt, vom Feuer und Wasser, vom Hund, von der Katze, vom Brot und von der Milch begleitet. Nun durchwandern sie das All, sie ziehen in das lila beleuchtete Land der Erinnerung, ins schwarze Reich der Nacht, wo die Krankheiten, der Krieg und andere Schrecknisse wohnen, dann ins Schloß der Freuden, wo die seisten und die zarten Gemüse wohnen, ins Reich der Pflanzen- und Tierseelen, ins Land der Toten und der Ungeborenen. Nirgends ist der blaue Vogel zu finden. Etliche Male erhaschen sie ihn scheinbar, aber, bei Lichte besehen, ist es bloß ein simples Federvieh. Zuletzt sind sie wieder zu Hause in der armen Holzknechtshütte. Da hängt eine Amsel. Die schenken sie einem kranken Kind. Siehe, da wird die Amsel beinahe blau . . . Aus den Figuren und Situationen ergeben sich viele Szenen als selbstverständlich, der Hund ist treu, die Katze falsch, Feuer und Wasser vertragen sich nicht, die Milch wird sauer und ungenießbar, der Zucker hat lange, süße Finger, die er den Kindern, wenn sie ungeduldig werden, in den Mund steckt. Ach, nicht nur die Kinder werden hier mit Süßigkeiten bedacht, auch wir Zuschauer erhalten von Maeterlinck, wenn wir nervös werden, schnell ein paar süße Gefühle serviert, zum Beispiel eine Apotheose der Mutterliebe, die eigentlich für einen Poeten vom Range Maeterlincks zu billig sein müßte. Manche Sinnigkeit ist seiner geraten. So wenn die meisten Freuden flüchten, weil das Licht erscheint. „Sie vertragen mich eben nicht,“ sagt das Licht gedankenvoll und verschleiert sich. Auch im Reiche der Ungeborenen wird manches feine, verständige Wort gesagt. Die Ungeborenen wollen nicht auf die Erde. Aber die Zeit ruft sie auf! „Ein anständiger Mensch wird gesucht! Ein einziger anständiger Mensch!“ Es dauert lange, endlich erscheint ein kleiner schwacher Knirps. „Ach!“ seufzt die Zeit, „du wirst auf der Erde auch nicht viel ändern.“ Diese Scherze erheiterten. Die Zuschauer sagten sich bei den einfachsten Gelegenheiten: „Na also, Maeterlinck ist doch eigentlich gar nicht so schwer verständlich“ . . .

Die Aufführung im Wiener Deutschen Volkstheater hat, wie gesagt, viel Schweiß gekostet. Die Maler Lesser und Urban hatten einige schöne Bilderbuchblätter auf die Bühne gestellt, es wimmelte von Kindern, die ihre Rollen nett und artig aufsagten, auch die verschiedenen Beleuchtungen, violett, giftgrün, hellblau, goldhell, flappten. Nur hatte der Regisseur Herr Kramer die Sache zu pathetisch genommen, und selbst die Scherze des Optimisten wurden schwer deklamatorisch aufgesagt, so daß den Leuten oft der Mut zum Lächeln genommen wurde. Man gab eine sehr reich ausgestattete Feerie, ein sorgfältig inszeniertes Kindertheater, das beinahe ein Altwiener Zauberstück hätte sein können. Vielleicht hat übrigens gerade dieses Mißverständnis dem Werke in Wien zu einem starken Erfolg verholfen . . . „Der blaue Vogel“ schreit, wie man gemerkt haben wird, nach Max Reinhardt, er wird das Märchen noch einmal zur Welt bringen . . .

Stefan Grossmann.

Im Junggesellencafé.

Von [Nachdruck verboten.]

Erich Vogeler.

Es ist eigentlich eine Konditorei, eine von der alten Berliner Art. Von fünf bis sieben Uhr sitzen hier die Junggesellen und trinken ihren Kaffee und lesen ihre Zeitungen. Jene ältere Sorte Junggesellen, jene eingefleischten, unverbesserlichen. Jeder hat seinen bestimmten Platz, jeder hat seine bestimmten Zeitungen, seinen bestimmten Kuchen, seine bestimmte Melange.

Wenn zum Beispiel der Legationsrat kommt — ich pflege ihn so zu nennen, weil er Ernst v. Wildenbruch so ähnlich sieht —, wenn er noch draußen im Laden ist, ruft schon der Kellner: „Ein „Verkehrt“ mit zwei Stücken Zucker, einmal Kranz mit Rosinen!“ Und holt die bestimmten acht Zeitungen und legt sie auf den bestimmten Tisch. Der Legationsrat nimmt nur zwei Stücke Zucker zum Kaffee, nicht wie andere drei. Er könnte ja einfach das dritte Stück übrig lassen, aber er würde gewiß aus der Kontenance kommen, wenn ihm der Kellner aus Versehen einmal drei Stücke hinlegte. Oder gar eine verkehrte Zeitung.

Ein anderer Gast ist der Konsistorialrat — weil er glatt rasiert ist; er ist nervös und leidet an Rheumatismus und setzt sich darum ausgerechnet in das zweite, das schmale Zwischenzimmer, wo er im Rücken das schlecht schließende Fenster und vor sich die Glastür hat, die nach dem Telephon und anderen Bequemlichkeiten führt, und die wie alle Glastüren das Schicksal hat, immer mit jenem schon gefundenen Nerven so sympathischen Klärrrr . . . zugeworfen zu werden. Der arme Konsistorialrat! Alle fünf Minuten dreht er sich wütend nach dem Fenster um, und alle zehn Minuten springt er grimmig auf, weil